

Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern 1918 – 1933

von

Richard Jahnke

(1868 – 1933 [1935?])

Karl-May-Jahrbuch 1932

Hrsg. K. Guenther + Euchar A. Schmid

[Spät fand ich den Weg zu Karl May](#)

[Ein Wort für den Vielverkannten](#)

Karl-May-Jahrbuch 1933

Hrsg. K. Guenther + Euchar A. Schmid

[Die Scheu zu loben ...](#)

Richard Jahnke war Schriftsteller und Ministerialdirektor im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin; er war auch im Deutschen Sprachverein für die „Reinhaltung der deutschen Sprache“ aktiv.

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst; Antiqua-Schrift des sonst in Fraktur gesetzten Originals ist hier kursiv. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Einfügungen sind in { } eingefügt.

Spät fand ich den Weg zu Karl May

Ein Brief an den Karl-May-Verlag

Von Ministerialdirektor Dr. Richard Jahnke¹

Berlin, 25. März 1931.

Die Mitteilung, die Ihnen zugegangen ist, ist richtig: ich habe mich jetzt zum erstenmal in meinem Leben mit Schriften von Karl May beschäftigt. Als ich junger Lehrer war und meine Schüler mit Begeisterung die Erzählungen Karl Mays lasen, habe ich mich durch die absprechenden Urteile über den Schriftsteller und sein Werk bestimmen lassen, mich nicht um ihn zu kümmern. Das tut mir jetzt aufrichtig leid. Ich würde mich damals sicherlich ebenso begeistert wie heute für den Verkannten und Gelästerten eingesetzt haben. Die Hetze gegen ihn erscheint mir jetzt als eine große Schande, und es kommt mir unbegreiflich vor, daß sie solchen Erfolg haben konnte. Unbegreiflich, obwohl ich weiß, wie unsinnig das Urteil der Menschen sein kann und wie unselbständig die meisten der anmaßenden Kritik gegenüberstehen. Die Jugend fragte zwar nicht nach dem Richterspruch der Erwachsenen, konnte aber auch nichts für den ungerecht Beurteilten tun.

Wie ich eigentlich dazu gekommen bin, mich jetzt mit Karl May zu beschäftigen, weiß ich selbst nicht. Daß sein Werk heute anders bewertet wird, hat mich nicht dazu bestimmt; ich wußte nicht allzu viel davon. Es muß wohl irgendeine vor langem empfangene Anregung in mir nachgewirkt haben. Nun aber bin ich erstaunt und erfreut, in Karl May einen Schriftsteller und Dichter kennenzulernen, auf den unser Volk stolz sein kann. Mit einer bewunderungswürdigen Erfindungsgabe und einem erstaunlichen Scharfsinn verbinden sich bei ihm eine packende Darstellung und eine umfassende Sachkenntnis, besonders auch auf sprachlichem Gebiet. Dabei sind seine Schriften erfüllt von einer Anständigkeit und Reinheit der Gesinnung, daß man der Jugend wirklich nichts Besseres in die Hand geben kann. Daß seine Erzählungen so außerordentlich spannend sind, kann natürlich gefährlich werden. Aber man lehnt doch auch andere Bücher nicht deswegen ab, weil sie den Leser nicht wieder loslassen. Und ich muß gestehn: schon die alten Indianergeschichten, die man in meiner Jugend las, haben einen sehr starken Eindruck auf mich gemacht, ohne daß ich deswegen zugrunde gegangen wäre. Kurz, mein Urteil ist dieses: wir sollten uns freuen und stolz darauf sein, in Karl May einen Dichter zu besitzen, der kein unanständiges Wort gebraucht und der die Jugend, die männliche wenigstens, fesselt wie kein andrer.

¹ Der Verfasser ist der Leiter der Abteilung für das höhere Schulwesen im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der Vorsitzende des Deutschen Sprachvereins. Von befreundeter Seite hatten wir erfahren, er habe sich in einer Versammlung sehr wohlwollend über Karl May geäußert. Wir erlaubten uns, deswegen bei ihm anzufragen, und erhielten den vorliegenden Bescheid, den wir hier mit seiner Genehmigung abdrucken. – Ein größerer Aufsatz aus seiner Feder folgt im nächsten Jahrbuch.
Die Herausgeber.

Ein Wort für den Vielverkannten²

Von Ministerialdirektor Dr. Richard Jahnke

Durch das, was man gemeinhin einen Zufall nennt, bin ich mit dem Karl-May-Verlag in Radebeul bei Dresden in Verbindung gekommen und habe so Genaueres erfahren über die Verfolgungen, denen der Volksschriftsteller Karl May ausgesetzt gewesen ist. Statt sich zu freuen, in ihm einen Schriftsteller zu besitzen, der für alt und jung, für hoch und niedrig fesselnd zu schreiben verstand, dessen Schriften von einer heute geradezu seltsam anmutenden sittlichen Reinheit sind und aufrichtige Frömmigkeit atmen, hat man dem alternden Manne das Leben verbittert und jeden begeifert, der sich zu ihm bekannte. Das ist nun längst abgetan, und die Namen derer, die Karl May gehetzt haben, geraten allmählich in Vergessenheit, während er selbst immer mehr Anerkennung findet.

Aber nicht davon wollte ich dem Sprachverein erzählen, sondern davon, daß die Werke Mays allmählich im Sinne des Sprachvereins durchgesehen werden. Der Leiter des Karl-May-Verlags, Herr Dr. E. A. Schmid, steht auf dem Boden unsrer Bestrebungen³ und ist entschlossen, Fremdwörter, sprachliche Unebenheiten und was sonst der Besserung bedarf, zu beseitigen. Nicht, als ob Karl May viele Fremdwörter gebraucht oder ein schlechtes Deutsch geschrieben hätte; aber er gebraucht eben doch Fremdwörter, die heute entweder – wie Accablement für Niedergeschlagenheit – überhaupt nicht mehr üblich sind oder wenigstens nicht mehr in Kreisen, die ihre Sprache reinhalten. Auch sind nicht nur dem Schreiber, dem er seine Bücher in die Feder sagte, sondern ihm selbst – kein Wunder bei seiner erstaunlich großen Tätigkeit – hier und da Versehen untergelaufen, die es verdienen, ausgemerzt zu werden.

So werden die Schriften Karl Mays nach und nach eine völlig einwandfreie Form erhalten. Und das bedeutet etwas. Denn mehr als 5 ½ Millionen Bände sind im deutschen Volke verbreitet. Wie groß die Zahl der May-Leser ist, läßt sich auch nicht annähernd schätzen; es wird eine ganz gewaltige Zahl sein. Die beste Erziehung zu einer reinen, sorgfältigen Sprache liegt aber darin, daß die vielgelesenen Bücher in guter Sprache abgefaßt sind. Darum dürfen wir diese Absicht des Verlags, die zum Teil schon in die Tat umgesetzt ist, freudig begrüßen.

² Dieser Hinweis erschien in der ‚Muttersprache‘ – Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins – 46. Jahrgang, Heft 9. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers drucken wir ihn hier ab.

³ Man vgl. hierzu Jahrbuch 1925, S. 196/97!

Die Herausgeber.

Die Herausgeber.

Die Scheu zu loben ...

Wir sollten stolz sein auf Karl May!

Von Ministerialdirektor Dr. Richard Jahnke⁴

In diesen Jahrbüchern ist über Karl Mays schriftstellerische Art schon so viel Vortreffliches gesagt worden, daß es überflüssig erscheinen mag, dem noch etwas hinzuzufügen. Wenn ich es dennoch tue, so bestimmen mich dazu zwei Gründe. Erstens ist diesem Manne bei seinen Lebzeiten Unrecht und Kränkung in einem Maße widerfahren wie selten einem Dichter, und wer davon weiß, fühlt sich fast verpflichtet, an dem Toten gutzumachen, was dem Lebenden geschehen ist. Zweitens aber habe ich den Eindruck, daß selbst seine Verehrer sich scheuen, ihm volle Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, aus Besorgnis vielleicht, ihre Urteilsfähigkeit möchte angezweifelt werden.

In seinem Buche ‚Gerechtigkeit für Karl May‘ führt Ludwig Gurlitt auf S. 89 eine Äußerung Arthur Buchenaus an, der er sich selbst anzuschließen scheint; wenigstens widerspricht er ihr nicht. Sie lautet: ‚Einer ästhetischen Kritik vermögen seine (Mays) Schriften kaum standzuhalten.‘

‚Ästhetische Kritik!‘ Allen solchen Wendungen bringe ich ein starkes Mißtrauen entgegen. Worte sind dazu da, das Denken zu ermöglichen und es zu klären; sie können aber auch dazu führen, daß der, der sie hört, gar nicht mehr nachdenkt. Und gerade wissenschaftlich klingenden Worten kommen wir Deutsche mit einer Ehrfurcht entgegen, als enthielten sie höchste, unbezweifelbare Weisheit, als sei jede Frage entschieden, jede Schwierigkeit gelöst, sobald nur das Wort vorhanden sei. Darum ist es gut, von Zeit zu Zeit vielgebrauchten Worten wieder einmal auf den Grund zu gehn und zu prüfen, wie weit ihre Bedeutung reicht.

‚Kritik‘ heißt nicht Mäkelei und Nörgelei, obwohl das Wort im täglichen Leben oft genug in diesem Sinne gebraucht wird, Kritik ist sachliche Beurteilung, eine Beurteilung, die sich allein mit dem zu beurteilenden Gegenstande beschäftigt und seinen Wert oder Unwert zu bestimmen sucht einzig und allein nach den Gesetzen oder Regeln, die für ihn zu gelten haben. Wer bei der Beurteilung eines Dichtwerkes nach kleinen Nebenumständen fragt, wer des Verfassers Hinneigung zu einem fremden Bekenntnis anmerken zu müssen glaubt, wer dem Werke das Urteil spricht, weil der Dichter sich einmal etwas hat zuschulden kommen lassen, was engherzige Menschen verabscheuen zu dürfen glauben, der übt keine Kritik in wissenschaftlichem Sinne. Sein Urteil ist wertlos und ohne jeden Belang. Es richtet sich gegen ihn selbst; denn es macht ihn verdächtig, mit unreinen Händen an seine Aufgabe gegangen zu sein. Er ist ein Mäkler und Nörgler, vielleicht sogar ein Verleumder, aber kein Beurteiler, auf den ernsthafte Menschen hören müßten.

‚Ästhetische‘ Kritik aber ist eine Kritik, die die Maßstäbe ihres Urteils der Ästhetik entnimmt, der Lehre vom Schönen, wie man das Wort zu übersetzen pflegt. Ästhetik ist ein Zweig der Philosophie, einer Wissenschaft also, die jedenfalls nicht zu den sogenannten exakten Wissenschaften gehört. Mit Waage, Winkelmaß und Zollstock hat sie nichts zu schaffen. Unbedingte Geltung hat keine ihre Regeln, höchstens die eine, daß, was nur Langeweile weckt, was unwirksam bleibt, kein Meisterwerk im ästhetischen Sinne sein kann.

Der Vater der Ästhetik ist Aristoteles gewesen. Sein Buch von der Dichtkunst ist die erste ästhetische Untersuchung, die auf uns gekommen ist. Ihr Hauptgegenstand ist das ernste Schauspiel, das Drama. Dessen Gesetze zu ermitteln, hat sich Aristoteles bemüht. Da er aber auch Naturwissenschaftler war, ging er von der Beobachtung aus. Er kannte das griechische Drama, er wußte, welche Dichtungen wirkten, welche es weniger oder nicht taten, und untersuchte nun, worauf die Wirkung der anerkannten Dichtungen beruhte. So kam er zu Regeln für diese Art der Dichtung. Nach den von Aristoteles aufgestellten Regeln schufen die französischen Klassiker ihre Schauspiele. Lessing aber unternahm es, ihnen zu beweisen, daß sie Aristoteles nicht richtig verstanden hätten. Ob er oder ob die Franzosen recht gehabt haben, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist ersichtlich, daß ästhetische Regeln keine so ganz einfache Sache sind.

Shakespeares Dramen fügen sich den Aristotelischen Regeln schlechterdings nicht, selbst wenn man sie so deutet, wie Lessing es tut. Ist daraus zu schließen, daß Shakespeares Dichtungen keine Dramen sind?

⁴ Vgl. hierzu die beiden Aufsätze des Verfassers im Jahrbuch 1932: ‚Spät fand ich den Weg zu Karl May‘ und ‚Ein Wort für den Vielverkannten‘.

Oder nicht vielmehr, daß Aristoteles sein Werk umgearbeitet haben würde, wenn er Shakespeare kennengelernt hätte? In dem Maße, wie sich die menschliche Erfahrung erweitert, ändern sich auch die Gesetze, nach denen wir leben. Man braucht nicht einmal sehr alt zu werden, um das an sich selbst zu erleben. Unsre Beurteilung von Werken der Musik, der Malerei, der Baukunst, ja auch unsre sittliche Auffassung ändert sich so schnell, daß jeder es bemerken muß, der nur ein wenig auf sich selber achtet. Es kann darum keine ästhetischen Regeln geben, die dauernde Geltung hätten. Was uns heute noch unschön vorkommt, kann kommenden Geschlechtern eine Quelle höchsten Entzückens sein und ist es oft genug schon den Mitlebenden. Denn auch die Menschen derselben Zeit sind nicht gleich, und verschieden ist darum ihre Auffassung von Werken der Kunst.

Jahrhunderte haben sich mit der Ästhetik des Dramas beschäftigt, zahllose Bücher sind über dies eine, enge Gebiet geschrieben worden; aber ich weiß von keinem Drama, das allen Anforderungen der ästhetischen Kritik und den Anforderungen aller Kritiker genügt. Selbst Gustav Freytags Dramen gelten nicht als vollkommen, obwohl er eine Technik des Dramas geschrieben hat, es also verstehen mußte.

Und wir steht es nun mit der erzählenden Dichtung: dem Roman, der Novelle, der schlichten Erzählung? Lassen sich Cervantes' ‚Don Quixote‘, Goethes ‚Wilhelm Meister‘, Nataly von Eschstruths ‚Gänseliesel‘ und Meyers ‚Jürg Jenatsch‘ wirklich auf einen Nenner bringen? Kritiker sind zwar sehr kühn, sind um so kühner im Urteil, je weniger sie selbst imstande sind, etwas zu schaffen – aber so kühn dürfte doch keiner sein, Meyers Benennung anzugreifen und zu behaupten, eine Dichtung, die nicht gebaut sei wie ‚Gänseliesel‘, sei kein Roman.

Und wo sind gar die ästhetischen Regeln für ‚Reiseerzählungen‘? Ich kenne keine, was freilich nicht viel sagen will; aber ich erinnere mich auch nicht, je auch nur eine Andeutung gehört zu haben, daß es so etwas gebe. Ich weiß wohl, daß eine besondere Art des Romans der Entwicklungsroman ist; daß aber deshalb überall eine Entwicklung gefordert werden dürfe, wie man es bei Karl May getan hat, will mir nicht einleuchten. Alle Schuhe über einen Leisten zu schlagen, fällt keinem Schuhmacher ein; auf geistigem Gebiet sollte man erst recht solchen Fehler vermeiden. Das Verfahren des Aristoteles wird sich immer noch am meisten empfehlen: die Erscheinungen beobachten und bei dem, was Wirkung ausübt und Anerkennung findet, nach den Ursachen forschen.

In voller Erkenntnis dessen, daß ästhetische Kritik eine sehr schwierige Sache ist und oft der sicheren Grundlage entbehrt, will ich mich begnügen, einige ästhetische ‚Erwägungen‘ über Karl Mays schriftstellerische Art anzustellen.

Ein Vorwurf, der gegen Karl May erhoben wurde, ist der, daß er die Form der Ich-Erzählung bevorzugt habe: man hat darin einen Beweis seiner persönlichen Eitelkeit sehen wollen. Demgegenüber wollen wir uns erinnern, daß diese Form doch wohl die natürlichste und erste ist und daß wir alle sie täglich anwenden, nur daß, was man sich so erzählt, nicht immer gerade Kunstwerke sind. Die Ichform hat den Vorzug der Wahrscheinlichkeit. Woher weiß denn der Dichter alles, was er erzählt, wenn er es nicht selbst erlebt hat oder einen andern hat erleben sehen? Daher auch die vielen Rahmenerzählungen, daher bei Homer die Anrufung der Muse: sie als Göttin kennt die Taten der Menschen und sieht in ihre Herzen hinein, und durch den Mund des Dichters spricht sie. Aber die Ichform hat auch ihre Schattenseiten. Derselbe Dichter kann nicht gut erzählen, daß er an der Flucht Mohammeds und an den Kreuzzügen der deutschen Kaiser teilgenommen habe. Und – was schwerer wiegt – er muß seiner Sache sehr sicher sein, wenn er seine Leser fesseln will, die doch im voraus wissen, daß der Erzähler jeder Gefahr entrinnen wird. Wenn es ihm nicht gelänge, könnte er ja nichts mehr erzählen. Es gehört eine hohe Kunst und eine ganz ungewöhnliche Darstellungsgabe dazu, das den Leser vergessen zu machen. Zum erstenmal habe ich diese Kunst bei Otto Ludwigs ‚Zwischen Himmel und Erde‘ bewundert. Und sollte sie bei Karl May keine Bewunderung verdienen! Auch die, die ihn herabsetzen, leugnen ja nicht, daß er seine Leser fessele und in atemloser Spannung halte. Ein Dichter, der das in so vielen Bänden versteht und immer wieder die Besorgnis um sein Leben zu wecken weiß trotz der Ichform – nun, der ist ein Erzähler ersten Ranges.

Für Karl May gab es aber noch einen andern Grund, diese Form zu wählen. Er wollte ja nicht nur erzählen, sondern wollte auch belehren und seine Leser für seine Gedanken gewinnen: für Achtung vor jedem Menschen, vor jeder Eigenart und jedem Glauben, für Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, für Mitleid und Hilfsbereitschaft und für die Überzeugung, daß das Menschenleben in Gottes Hand steht. Hätte er diese Lebensauffassung in jedem Bande einem andern Menschen gegeben, so würde die ‚Kritik‘ ihm ganz sicher

vorgeworfen haben, daß seine Helden einander zum Verwechseln ähnlich seien. So wählte er – ob mit Bewußtsein oder nicht – die naturgemäße Form: sein Ich und die damit verbundene Lebensauffassung sind der ruhende Pol in dem bunten Wechsel der Erlebnisse.

Weiter hat man ihm vorgeworfen, seine Reisen seien erfunden, er habe die geschilderten Länder nie gesehen und seine Gestalten, insbesondere sein Winnetou, hätten nie gelebt. Ich würde diesen Vorwürfen, die ja im Grunde nur einer sind, verständnislos gegenüberstehen, wenn ich mich nicht eines Erlebnisses aus meiner Kindheit erinnerte. Als ich ein Junge von vielleicht acht Jahren war, erzählte mir mein Großvater täglich selbsterfundene Geschichten, vielmehr eine einzige, die endlos weiterging und die er angeblich selbst erlebt hatte. Da fragte ich ihn denn öfters: Großvater, ist das eine wahre Geschichte? Aber damals war ich ein Kind, später habe ich erfahren, daß eine richtige Geschichte „lügenhaft to vertellen“ sein müsse. Wenn einem ein ‚Kritiker‘, wie mir das begegnet ist, versichert, die erzählten Dinge seien offenbar Erlebnisse des Verfassers, so soll das keineswegs ein Lob sein. Der Sinn ist vielmehr dieser: Erfindungsgabe besitzt der Verfasser offenbar nicht; wenn er etwas erzählen will, muß er eigne Erlebnisse schildern. Ich habe niemals bei einer ästhetischen Kritik die Forderung gehört, das Erzählte müsse der Wirklichkeit entsprechen. Was man verlangt, verlangen muß, ist innere Wahrheit: Der erzählte Zusammenhang muß wahrscheinlich sein, d. h., er braucht nicht einmal möglich zu sein. Wenn der Verfasser es versteht, uns seine Mitteilungen glaubhaft zu machen, so kann er uns die wunderbarsten Dinge darbieten. Wer an solchen Erzählungen kein Gefallen findet, mag sie ungelesen lassen; er soll aber nicht fordern, daß andre seinen Standpunkt als den allein richtigen anerkennen. Als Junge besaß ich einmal ein Buch mit wunderbaren Jagdgeschichten. Mein Vater meinte, solche Leistungen, wie sie dort erzählt wurden, seien ganz unmöglich. Mir war das gleichgültig, ich las das Buch doch mit großem Vergnügen – und mein Vater las es auch.

May habe die Gegenden, in denen seine Reiseerzählungen spielen, nie gesehen! – Ja, wie ist mir denn? Ist uns denn nicht, als wir in der Schule den ‚Wilhelm Tell‘ lasen, gesagt worden, es sei bewundernswert, wie Schiller das Schweizer Land geschildert habe, obwohl er nie in der Schweiz gewesen sei? Ich habe das damals geglaubt und glaube es noch heute. Und sollte das bei Karl May nicht gelten? Ja, wenn er die Länder falsch geschildert hätte, völlig falsch, in allen Einzelheiten falsch, dann dürfte man ihm das vorwerfen. Aber das hat, soviel ich weiß, bisher niemand getan. Es ist durchaus gleichgültig, ob May bei den Beduinen und den Indianern gewesen ist oder nicht; wäre er es nicht, so würde das nur noch mehr beweisen, daß er eine ganz unvergleichliche Darstellungsgabe besessen hat.

Und Winnetou hat nie gelebt? Schade! Man wünschte wirklich, daß es einen so anständigen, edlen Menschen einmal gegeben hätte. Aber ästhetische Kritik hat danach nicht zu fragen. Haben denn Don Quixote gelebt und Odysseus, Achilles und Patroklos, Orestes und Pylades? Ganz zu schweigen von all den Tausenden, die in den Romanen aller Völker und Zeiten ein mehr oder weniger heldenhaftes Dasein führen. In der Dichtung lebt Winnetou und in den Herzen unzähliger deutscher Jungen und – Männer. Es gibt wenige so greifbare, so lebendige Gestalten, wie dieser Indianerhäuptling ist. Und wenn eine wahre Freundschaft genannt werden soll, ein Freundespaar, das sich ganz verstand und fest aneinander hielt, so wird man nicht mehr Orestes und Pylades nennen, nicht mehr Achilles und Patroklos, auch nicht David und Jonathan – alle die sind blasse, blutlose Schemen –, sondern Winnetou und Old Shatterhand.

Weiter wirft man Karl May vor, er reihe Abenteuer an Abenteuer. Das soll heißen: es fehle seinen Erzählungen an Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Daß ein Abenteuer dem andern folgt, ist wohl selbstverständlich bei einer Reiseerzählung. Nicht anders ist es ja in dem Abenteuerroman des Cervantes. Aber wer die Zusammenhänge nicht sieht, nicht die Fäden, die Karl May kunstvoll geknüpft hat, dem ist allerdings nicht zu helfen. Daß es nicht überall in gleich meisterhafter Weise geschehen ist, kann uns nicht irremachen; schon dem alten Homer warf man vor, daß er bisweilen schlafe. Die ersten sechs Bände der Gesammelten Werke, ‚Durch die Wüste‘ bis zum ‚Schut‘, bilden eine einheitliche Handlung von unerhörter Großartigkeit. Wenn May nichts anderes geschrieben hätte, würde sein Name fortleben, solange es Menschen gibt, die an Tapferkeit und Unerschrockenheit, an Gewandtheit und Klugheit Freude haben.

Keine ästhetische Kritik, schon etwas mehr Mäkelei ist der Vorwurf, May sei zu eitel. Ich gestehe, daß ich für diesen Vorwurf Verständnis haben würde, wenn ich ihn für berechtigt hielte. Auch ich kann manches Buch nicht lesen, weil dem Verfasser die Eitelkeit aus allen Knopflöchern quillt. Aber diesen Eindruck habe ich bei May nicht gehabt. Es fehlt ihm gewiß nicht an Selbstbewußtsein: es macht ihm Freude, daß er

besonders gut beobachtet, scharf schließt, klar urteilt; aber er betont auch immer wieder, daß er nicht allwissend ist, daß er keine übernatürlichen Gaben besitzt, sondern nur die ihm verliehenen verständig anwendet. Daß er auf seinen Reisen die Hauptrolle spielt, kann uns doch nicht befremden. Es wäre wirklich etwas viel verlangt, daß er sich mit Nebenrollen begnügen, uns staunend von den Taten anderer erzählen wollte. Täte er es, so würde sofort die Frage auftauchen: Wie kam es denn, daß er von allem erfuhr, in alle Pläne eingeweiht, zu allen Beratungen hinzugezogen wurde? Den Scharfsinn, den Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi beweist, muß Karl May besessen haben; sonst könnte er ihn in seinen Erzählungen nicht zeigen. Ob er auch körperlich so gewandt war, so riesenstark, so sicher im Schießen, so furchtlos, so willenskräftig, geht mich nichts an. Solange er mir erzählt, glaube ich daran. Bleibt die eine Frage, ob Karl May im Leben eitel, eingebildet, überheblich gewesen sei. Mit einer ästhetischen Würdigung seiner Schriften hat sie nichts zu tun. Aber es ist ja nun einmal so: Wenn man eines Menschen Bücher gern liest, möchte man auch ihn selbst gern haben und ihn von allen Fehlern frei wissen. Eitel, überheblich sind nur Menschen, deren Klugheit einen Knacks hat, die nicht klug im höchsten Sinne sind, sondern höchstens begabt, gescheit, gerissen. Von May habe ich die Überzeugung, daß er sogar weise war. Damit vertragen sich Eitelkeit und Einbildung nicht. Wohl aber verträgt sich damit der Entschluß, sich nicht an die Wand drücken zu lassen, sich gegen Angriffe zu wehren, sich und seine Art zu behaupten. In dem Gespräch mit Marah Durimeh nennt sich Kara Ben Nemsi einen Fürsten, aber einen Fürsten des Leidens und Kämpfens. So spricht kein eitler, kein kleiner Mensch. –

Ich habe mich mit ästhetischen Erwägungen begnügt, ästhetische Kritik vermieden, weil ich meine, es gebe für Reiseerzählungen kein ästhetisches Gesetz, das schon feststünde und nach dem Mays Werke beurteilt und gerichtet werden dürften. Vielleicht aber war die obenerwähnte Äußerung Arthur Buchenaus gar nicht so streng wissenschaftlich zu verstehen und bedeutete nichts anderes als: höheren Anforderungen dürften sie nicht genügen. Doch auch dieser Ausdruck bedarf einer sorgfältigen Prüfung.

Es gibt Menschen – Staatsmänner, Gelehrte, Berufsmenschen aller Art – die sich überhaupt nicht mit Unterhaltungsschriften abgeben, weil sie keine Zeit dazu haben oder zu haben glauben. Für die ist der eine Roman so wertlos wie der andre. Was sollen ihnen diese Schöpfungen der Dichtung gegenüber den drängenden Forderungen des wirklichen Lebens? Solche Menschen scheiden also bei dieser Frage aus: sie stellen überhaupt keine Anforderungen an Unterhaltungsschriften, weil sie nicht unterhalten werden wollen.

Aber andre gibt's, ernste, gediegene, tiefe Menschen, die manchmal ausruhen wollen und dann wohl auch eine Dichtung lesen. Bei der knappen Zeit, die sie dieser Erholung widmen können, werden sie bemüht sein, nur Gediegenes zu lesen, was sie erhebt und innerlich bereichert, nichts, was nur ein Abklatsch der erbärmlichen Alltäglichkeit wäre. Das sind die Menschen, die – von ihrem Standpunkt aus – höhere Anforderungen stellen. Ob solchen höheren Anforderungen Karl Mays Werke nicht besser entsprechen als zahllose Romane und Novellen, die immer nur den einen Gegenstand behandeln, die Liebe zwischen den Geschlechtern, soll hier nicht untersucht werden. Aber eins sei doch gesagt: Es gibt zahllose Hoch- und Höchstgebildete, die Karl May nicht nur gelesen haben, sondern immer wieder lesen, unendlich viel mehr, als die Literaturpápste sich träumen lassen. Sie sprechen nur nicht darüber, weil sie sich nicht verspotten lassen wollen. Denn dank der Hetze, die jahrelang gegen Karl May tobte, glauben viele, nur Unmündige und Trottel läsen seine Schriften. Die Jugend kümmert sich um keinen Spott, die Erwachsenen aber werden immer empfindlicher, je älter sie werden, und mit den Jahren wachsen nicht immer ihr Mut und ihre Selbständigkeit, sondern ihre Vorsicht und ihre Abhängigkeit vom Urteil der andern. Man richtet sich nach den beiden Regeln: ‚Das muß man gelesen haben‘, und ‚So etwas liest man doch nicht‘.

Wenn man von höheren Anforderungen auf diesem Gebiete spricht, denkt man an die Gebildeten; diese allein erscheinen geeignet, das richtige Urteil zu fällen. Hier liegt der Grundirrtum. Das einmal mit aller Deutlichkeit auszusprechen, ist notwendig. Fünf von Hundert, also ein Zwanzigstel unserer Jugend besucht die höheren Schulen. Nur ein Teil dieses Bruchteils empfängt die ganze Bildung, die die höheren Schulen zu geben haben. Wieder nur ein Teil dieser wenigen baut die erhaltene Bildung weiter aus, und wieder nur ein Teil ist in der Lage, sie festzuhalten und in ihrem ganzen Umfange zu pflegen. Wieviel Hoch- und Höchstgebildete gibt es also? Wenn ich sage ein Zehntel vom Hundert, so dürfte diese Zahl immer noch zu hoch geschätzt sein. Und diese in der Menge des Volkes Verschwindenden sollten den andern ihr Urteil aufzwingen dürfen? Sie sollten – durch den Mund irgendeines, der sich dazu berufen fühlt – verkünden

dürfen: ‚Das, was wir für gut halten, habt ihr zu lesen; wer sich unserm Urteil nicht unterwirft, ist ungebildet und entbehrt des Geschmacks?‘ Darin liegt eine solche Überheblichkeit, daß sie nicht entschieden genug zurückgewiesen werden kann. Ja, wenn noch alle Bücher so geschrieben wären, daß ein Durchschnittsmensch sie lesen könnte und möchte! Aber die meisten, die schreiben, wollen oder können sich nicht verständlich ausdrücken, und ihre Werke bleiben dem Volke fremd. Diese ‚Verachtung‘ des Volkes war eine Verirrung, die sich einmal rächen mußte und sich auch schon gerächt hat.

Einen Fall könnte ich mir denken, in dem ein Mitglied der Minderheit nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hätte, vor den Werken eines Schriftstellers zu warnen, sie mit allen anständigen Mitteln zu bekämpfen, dann nämlich, wenn sie die Sittlichkeit der Leser gefährdeten und ihnen Grundsätze vermittelten, die eine Gefahr für das Volk als Ganzes bedeuteten. Daß es solche Bücher gibt, unterliegt keinem Zweifel. Aber trifft das auf die Gesammelten Werke Karl Mays zu? Das hat wohl noch niemand im Ernst behauptet. Aber weil man ihn selbst bekämpfte, hat man gar nicht davon gesprochen, welche Werte in seinen Schriften stecken. Und doch muß jeder gerechte Richter auch das Anerkennenswerte in Betracht ziehen und muß erwägen, ob nicht die Vorzüge die Mängel überwiegen oder ihnen wenigstens die Waage halten.

Fast das einzige, was man anerkannt hat, ist, daß Karl Mays Erzählungen ‚spannend‘ seien. Aber ist man sich denn klar darüber gewesen, was man damit zugestand? Eine Geschichte, die spannend ist, die man nicht gelangweilt aus der Hand legt, sondern auf deren Fortgang man ‚gespannt‘ ist, muß doch den Leser zunächst gefesselt haben, d. h. sie muß etwas enthalten, was ihm wichtig und bedeutungsvoll ist wie sein eignes Leben. Unsre Freude an einer Erzählung beruht ja doch darauf, daß wir selbst etwas zu erleben glauben. Es muß uns so sein, als wenn wir selbst auf Rettung sinnen müßten. *Tua res agitur*, um dich selbst handelt es sich – das ist das Geheimnis des erfolgreichen Schreibens. Wer es versteht, den Leser zu packen, der weiß zu fesseln und zu spannen.

Darum kann nicht jeder Gegenstand auf die Teilnahme vieler Leser rechnen. Die Sorge und Not eines Forschers, der irgendeine Entdeckung machen will und, wenn er sein Ziel erreicht hat, erfahren muß, daß ihm ein anderer zuvorgekommen ist, der Kummer eines Staatsmannes, der das Beste seines Volkes will und doch sogar von seinen Freunden verkannt wird, sind gewiß ernste und menschlich ergreifende Gegenstände; aber wie wenige können sich in diese Lage hineindenken? Weil das so ist, weil nur das Allgemein-Menschliche auch allgemeine Teilnahme findet, deshalb wird so viel von der Liebe erzählt, die den Menschen beglückt und ihm meist doch auch bittres Leid bringt. Eine Liebesgeschichte wird, wenn sie nicht gar zu dumm ist, von vielen Menschen gern gelesen werden. Weniger Leser schon, aber immerhin noch viele, findet die Darstellung religiöser Nöte, der Glaubenskämpfe und des Widerstreits zwischen religiösen Pflichten und menschlicher Schwäche. Endlich aber findet die Teilnahme, besonders männlicher Leser, die Darstellung von Geschehnissen, in denen sich männliche Kraft und Gewandtheit bewähren können, die Erzählung also von Gefahren und Kämpfen aller Art, von Abenteuern. Es ist doch kein Zufall, daß von allen Schriften des Altertums keine so beliebt ist wie die Odyssee, die Erzählung von den Abenteuern des listenreichen Herrschers von Ithaka.

Von der Liebe redet Karl May so gut wie gar nicht – eine Ausnahme bildet die rührende Erzählung von der Liebe der Indianerin Nscho-tschì, die ich der Nausikaa-Geschichte vorziehe, an die sie erinnert. Von Glaubenskämpfen spricht May auch nicht, um so mehr von der Sicherheit, die ein festes Gottvertrauen gibt, und von dem Elend des Gottesleugners. Das Abenteuer ist der eigentlich Gegenstand seiner Erzählungen, aber nicht das Abenteuer schlechthin, sondern der Kampf gegen das Verbrechen, für die Menschlichkeit. Immer und Immer wieder spricht er es aus, daß nicht der Kampf an sich ihm wertvoll ist, sondern der zur Erreichung eines hohen Zieles, zur Rettung Bedrängter und Gefährdeter, zur Verhütung des Bösen. Und ist der Kampf entschieden, so darf der Sieger seine Macht nicht mißbrauchen; zu richten steht nicht ihm zu, sondern denen, die dazu eingesetzt sind, oder Gott.

Es gibt nichts in Karl Mays Schriften, was einen schädlichen Einfluß auf den Leser ausüben könnte. Im Gegenteil: wer sich ihm hingibt, wer seine Lehren in sich aufnimmt, wird besser und edler werden.

Davon will ich nicht reden, daß es ihm selbst auch darauf ankam, Wissen mitzuteilen, belehrend zu wirken. Ich achte das nicht gering; denn es ist nicht ohne hohen Wert, daß der Gesichtskreis des Lesers erweitert wird. Doch es ist von geringerem Belang als andres. Aber auf eins will ich doch noch hinweisen: Karl Mays Erzählungen sind gleich geeignet für die Jugend wie für Erwachsene, für einfache Menschen wie für

Hochgebildete. Das ist ein so einzigartiger Vorzug, daß er gar nicht stark genug hervorgehoben werden kann. Wer ohne Voreingenommenheit und ohne Wissen um die Geschichte von Mays Werken an diese herantritt, wird gar nichts davon merken, daß das eine oder andre zunächst für die Jugend geschrieben war.

Karl May ist wirklich das gewesen, was er sein wollte: ein Volksschriftsteller. Und wenn ein Dichter der ist, der mit seinen Werken Leben schafft und gestaltet, so war May ein Dichter. Und es wird gewiß einmal die Zeit kommen, wo das deutsche Volk stolz darauf sein wird, einen solchen Dichter zu besitzen. Daß das erst nach seinem Tode geschieht, ist Dichterlos. Die hohe Freude des Schaffens ist ein so kostbares Gut, daß es meist teuer bezahlt werden muß: mit dem Verzicht auf Anerkennung und mit dem Erdulden von Neid und Ungerechtigkeit.